

Evangelisch-Lutherisches Gemeinde = Blatt.

Organ der Ev.-Luth. Synode von Wisconsin und anderen Staaten.

Redigirt von einer Committee.

Das Gemeinde = Blatt erscheint monatlich zweimal zum Preise von \$1.00 und 5 Cents Porto das Jahr. In Deutschland zu beziehen durch H. E. N. R a u m a n n's Buchhandlung in Dresden.
Entered at the Post Office at Milwaukee, Wis., as second-class matter

Halte was du hast, daß Niemand deine Krone nehme. (Offenb. 3. 11.)

Alle Mittheilungen für das Blatt u. Wechselblätter sind zu adressiren: Prof. A. Gräbner, 678—10. Straße, Milwaukee, Wis. Alle Bestellungen, Abbestellungen u. Gelder sind zu adressiren: Rev. E. J. Jäkel, Milwaukee, Wis.

22. Jahrg. No. 16.

Milwaukee, Wis., den 15. April 1887.

Lauf. No. 552.

Inhalt. — Der Tag zu Schmalkalden. — Der lutherische Schmied von Görbersdorf. — Zur Arbeiterfrage. — Bericht über die Reisepredigt im nordwestlichen Theile unseres Staates. — Jahresbericht über die Taubstummen-Anstalt zu Morris, Wayne Co., Mich. — Kürzere Nachrichten. — Conferenzen-Anzeigen. — Quittungen. —

Der Tag zu Schmalkalden.

(Von P. C. Hempfing.)

[Schluß.]

Fünftes Kapitel.

Luthers Krankheit und Abreise.

Dr. Luther, den theuren Mann, dessen Wahrheitszeugnis nach Gottes ewigem gnädigen Rathschluß die großartige Bewegung, welche damals durch die Christenheit ging, veranlaßt und die Reformation der Kirche herbeigeführt hatte, — ihn haben wir leider im Verlauf unserer Erzählung so ganz aus den Augen verloren, daß es wahrlich Zeit wird, nun auch ihm wieder eine genauere Beachtung zu schenken. Er war krank geworden. Schon bei seiner Ankunft in Schmalkalden hatte er sich unwohl gefühlt — er litt an Steinbeschwerden; doch hatte ihn das nicht gehindert, mehrere Male — am 9. und am 18. Februar, an letzterem Tage, dem Sonntage Invokavit, zweimal und zwar über das Evangelium des Sonntags, die Geschichte von der Versuchung Christi — in der Stadtkirche zu predigen. Aber gerade an diesem Sonntag nahm die Krankheit in bedenklicher Weise überhand. Sein Zustand gestaltete sich um so ängstlicher und schmerzvoller, als der Körper gänzlich seine natürlichen Functionen versagte. Luther glaubte sein Ende nahe und betete: „Herr Gott, siehe, ich sterbe, ein Feind deiner Feinde, ein Fluch und Verbannter deines Feindes und Antichrists, des Papstes, auf daß dein Feind wieder sterbe in deinem Banne und wir beide gerichtet werden, dieser zwar, dein Feind und Widerchrist, zur ewigen Schmach und Pein, ich aber, deine arme Kreatur, die deinen Namen und Majestät öffentlich bekant, zur ewigen Glorie und Herrlichkeit. Dir befehl ich mich, Herr, du getreuer Gott, ich will gerne sterben, wann, wo und auf welche Weise dir, mein Gott, gefället, denn dein Wille ist der allerbeste.“ In liebevoller Theilnahme wetteiferten die Fürsten, sein Gastfreund und die andern Freunde, dem theuren Kranken Linderung der furchtbaren Schmerzen zu verschaffen; umsonst. Umsonst waren die rohen Bemühungen der Aerzte, die

Krankheit zu heben; ohne nachhaltigen Erfolg versuchte selbst Dr. Sturz, welchen der Kurfürst durch Melanchthon von Erfurt verschrieben hatte, an ihm seine Kunst; nur vorübergehend war die Linderung, welche dessen Mittel ihm brachten. Dennoch überwand sich Luther, noch einmal, zwar nur auf dem Vorsaal vor seinem Zimmer, eine Predigt über die Auslegung des Glaubens zu halten, und auch an den Lehrbesprechungen der Theologen vermochte er wiederholt lebhaften Antheil zu nehmen.

Am 24. Februar, dem Tage, da der päpstliche Legat seinen Einzug hielt, besuchten ihn außer Philipp von Hessen und anderen Fürsten auch der Kurfürst von Sachsen. Während, ein köstliches Zeugnis der Liebe, mit welcher der edle Fürst an Luthern hing, ist die Unterredung, welche Johann Friedrich bei dieser Gelegenheit mit letzterem führte. „Unser lieber Herrgott,“ sagte er u. a., „wird um seines Worts und Namens willen uns gnädig sein und euch, lieber Vater, euer Leben fristen.“ Mit thranenden Augen wandte er sich darauf an die Umstehenden, Melanchthon, Spalatin, Mykonius und einen Herrn von Dolzig, sie ermahrend, daß sie ja fleißig beten wollten wider den großen Fürsten der Welt, den Teufel; da wäre keine Gewalt, Macht und Kraft so stark, als das herzlich Gebet. Als sich nun Luther gegen den Kurfürsten höflich bedankte für den gnädigen Besuch und dabei die Bemerkung that, daß er Ihrer Kurfürstlichen Gnaden, welche so viel mit ihm über dem Evangelio ausgestanden und erlitten, solchen theuren Schatz wolle ferner hiermit befohlen haben, giebt der fromme Kurfürst zur Antwort: „Ich besorge auch, lieber Herr Doktor, wenn euch Gott hinwegnähme, er würde sein liebes Wort auch mit hinwegnehmen.“ Spricht Lutherus: „Ach nein, mein gnädigster Herr, das wolle Gott nicht. Es sind noch viel gelehrte und getreue Leute, die es herzlich gut meinen und wohl verstehen, und hoffe, Gott werde Gnade geben, daß sie sich zur Mauer machen, darüber halten und es behalten werden, das gebe der allmächtige Gott!“ und schleußt also die Hände zusammen. Der Kurfürst aber sagte zu den anwesenden Pfarrherrn: „Liebe Herren, sehet zu, daß ihr über dem reinen Wort Gottes haltet, daß wir mögen bei unserm lieben Herr Gott bleiben.“ Darnach fragte er, ob auch alle Pfarrherrn einmütiglich unterschrieben hätten? Da antwortet Herr Philipp Melanchthon, daß sie alle sämtlich der Augsburgerischen Konfession und sonderlich dem Artikel vom heiligen Abendmahl unterschrieben hätten, auch Blaurerus. Als aber der Kurfürst nun seinen Abschied wieder nehmen wollte, tröstet er noch einmal

den kranken Luther mit vielen holdseligen Worten und beschließt endlich mit diesen: „Wo es ja Gottes Wille ist, daß Er Euch, so ich doch nicht hoffe, hinwegnehme, sollt Ihr doch für Euer Weib und Kind nicht sorgen; denn Euer Weib soll mein Weib und Eure Kinder meine Kinder sein.“

Bald darnach wurden die Schmerzen wieder so arg, daß Luther besorgte, er würde darob den Verstand verlieren. Da tröstete er sich selbst, indem er sprach: „Wohlan, wenn ich schon toll und thöricht werde, so bleibe ich doch Gott klug und Christus, mein Herr, meine Weisheit und mein Gott.“ Als Melanchthon, der ihn am 25. Februar (Sonntag Reminiszere) besuchte, den mit den Schmerzen Ringenden betrachtete, mußte er bitterlich weinen. Luther aber sprach ein herrlich Wort: „Hans Löser*“) pflegt zu sagen: es wäre keine Kunst, gut Bier, sondern böse Bier zu trinken wäre eine Kunst. Eben also möchtet ihr wohl auch von mir gedenken, daß ich jetzt mit den Apothekers-tränken lernen muß, dies Stück praktiziren. Und Gottlob! ich kann auch in diesem Todeskampf und neben meinen großen Schmerzen gutes Herzens sein; denn haben wir Gutes empfangen von der Hand des Herrn und sollten das Böse nicht auch annehmen? Das reimet sich nicht, und solche Leute kann unser Herr Gott alle Tage kriegen. Es heißt: der Herr hats gegeben, der Herr hats genommen, der Name des Herrn sei gelobet und gebenedeiet. Ich habe ja mich genugam mit dem Papst und Teufel überworfen, bin doch durch Gottes Kraft noch immer ungerauft davon kommen. Wenn ich gleich igo den Tod leiden muß nach dem Wohlgefallen meines Gottes, so ist doch unser Tod gegen den Tod seines Sohnes, meines Erlösers Jesu Christi, für nichts zu rechnen. Zudem sind so viel tapfere und heilige Leute vorangeschickt, denen wir beizuwohnen nicht werth sind; doch so wir begehren um sie zu sein, wie wirs denn gewißlich begehren, müssen wir mit sterben und wird nichts anders draus... Ich hätte es unserm Herrn Gott gern abgebetet oder abgemurret, daß ich in meines Kurfürsten Land stürbe, es geschieht aber darum nicht flugs. Derowegen, wenns ihm gefället und an welchem Orte er mir nur ruft, so bin ich bereit und will sterben als ein Feind der Feinde meines Erlösers. Und ob ich gleich sterbe in Papstes Bann, so soll der Papst sterben in meines Herrn Christi Bann immer und ewiglich. Amen.“

*) Der Erbmarschall von Sachsen, den Luther zuweilen auf seinem einige Stunden von Wittenberg gelegenen Schlosse Steinhardt besuchte.

An Luthers Genesung glaubte Niemand mehr. Ganz Schmalkalden trauerte. Nur einer frohlockte: der päpstliche Legat. Die Wahrscheinlichkeit von Luthers baldigem Tode erfüllte diesen mit hämischer Schadenfreude; gar nicht imstande, die Kunde seines Todes abzuwarten, begab er sich selbst nach der Wohnung Luthers, um sich von der Hoffnungslosigkeit seines Zustandes zu überzeugen. Da er nicht zugelassen ward, sandte er seine Diener, den vermeintlich Sterbenden zu befehlen; aber Luthers Famulus Tipontius wies dieselben mit den Worten zurück: „Ihr sollt Luther in Ewigkeit nicht sehen!“

Zimmer ärger wurden indes die wüthenden Schmerzen. Da beehrte Luther inständig, aus Schmalkalden hinweggeführt zu werden. Trauernd, widerstrebend gaben die Fürsten nach. Luther befahl sich in der Kirchen Gebet und that sein kurzes und christliches Bekenntnis: „Er bleibe beim Herrn Christo und Seinem Wort, und wisse keine andere Gerechtigkeit in seinem Herzen, denn das theure Blut Jesu Christi, das ihn und alle, die es glauben, von aller Sünde reinige, aus lauter Gnaden, wie solches seine Bücher neben der Augsburgerischen Confession frei bekenneten.“

In den Reisewagen, welchen ihm der Kurfürst zur Verfügung stellte, setzten sich außer seinem Famulus Tipontius zu ihm seine beiden Freunde Bugenhagen und Mytonius, sowie Dr. Sturz aus Erfurt, um ihm auf der Reise zur Unterstützung zu dienen. Ein anderer kurfürstlicher Wagen voll Kohlen und Instrumente folgte dem ersteren, um Luther bei der winterlichen Kälte erwärmen zu können; kursächsische Geleitsleute deckten den Zug. So verließ Luther Schmalkalden; eine unabsehbare Menge von Freunden aber gab ihm noch eine ziemliche Strecke weit auf der Landstraße das Geleit.

Abends langten die Reisenden in Tambach, einem Flecken an der Grenze, auf kursächsischem Gebiete an. Man übernachtete im Wirthshause. Und siehe da: hier war es, wo Gott, die Gebete und Thränen der Seinen erhörend, seinem armen Knechte Viderung gab und ihn von seiner Plage befreite. Es war mitten in der Nacht, als völlig unerhofft die Genesung erfolgte. In überströmender Freude, die Seele voll Lob und Dank gegen den gnädigen Gott, schrieb er noch in frühesten Morgenstunden seinem „herzlichsten Melancthon“ einen Brief, darin er, das glückliche Ereignis berichtend, der fröhlichen Stimmung seines Herzens Ausdruck gab. „Gepriesen sei Gott,“ schrieb er, „und der Vater unseres Herrn Jesu Christi, der Vater der Barmherzigkeit und alles Trostes, mein treuester Philippe, der jetzt in der zweiten Stunde Nachts eure Gebete und Thränen mit Erbarmen angesehen und mir unerhofft geholfen hat. . . . Daher wollte ich dich nicht länger in Ungewißheit lassen. Wolle solches alles meinem allerliebsten und gnädigsten Herrn anzeigen und den andern allen. Denn ich habe wohl erfahren, wie herzlich gern sie mir geholfen hätten. Es geh nun, wie Gott will, zum Tode oder Leben, so bin ich noch bereit. . . . Das Weitere wird natürlich der fröhliche Bote vermelden, der nicht zurückhalten war, zu euch zu eilen. Saget Dank mit mir dem Vater der Gnade und aller Güte und bittet, daß der liebe Gott sein angefangenes Werk vollenden wolle, auf daß wir auch durch dieses Exempel lernen beten und hoffen der Hilfe aus der Höhe. Behüte euch alle Gott und trete unter eure Füße den Satan mit seinen Spießgesellen. — Geschrieben gegen halb 3 Uhr Nachts 1537 aus Tambach, dem Ort meines Heils, denn hier ist

mein Phmanuel, wo mir Gott erschienen“ — so anspielend auf das 1. Mose 32, 30, 31. berichtete Ereignis, da der Patriarch Jakob mit dem Herrn gerungen und ihn betend überwunden hat. Ja freilich, es war, wie Luther auch nachmals — auf die Frage, welches Mittel ihm gegen den Stein geholfen — bekannte, das Gebet, das solches Wunder zu Wege gebracht; „denn,“ so sagte er, „in allen christlichen Gemeinden haben sie herzlich für mich gebetet nach dem Befehl St. Jakobi, Kap. 5, 14, 15.“ In Tambach aber schrieb Luther noch an dem Morgen, an welchem das Wunder erfolgte, mit Kreide in lateinischer Sprache die Worte an die Wand: „Tambach ist mein Phmanuel, denn daselbst ist mir der Herr erschienen.“

Mit jenem Freudenbrief sandte Luther seinen Famulus Tipontius nach Schmalkalden ab. Die Freude beflügelte dessen Schritte so, daß er noch an demselben Morgen Schmalkalden erreichte. Als er an der Behausung des Legaten vorüberkam, rief er überlaut: „Vivit Lutherus! vivit Lutherus! Gott Lob und Dank! Lutherus lebt, ist frisch und gesund!“ Dann eilte er, dem Kurfürsten die fröhliche Botschaft, Melancthon den Brief zu überbringen. Ein ungeheurer Jubel erfüllte die Stadt; der Kurfürst ordnete ein öffentliches Dantgebet an; der Bote aber ward mit zehn neuen Schaugroschen beschenkt, die, auf dem Schmalkalder Konvent geprägt, die Bilder des Kurfürsten Johann Friedrich und des Landgrafen Philipp zeigten.

Sechstes Kapitel. Des Fürstentages Ende.

Nach Luthers Abreise blieben dem Konvent nur wenige Geschäfte zu erledigen übrig. Das wichtigste und letzte derselben war der Beschluß zur Abfassung einer Schrift, welche „an alle Könige, Hoheiten und Potentanten der Christenheit gerichtet, zur Rechtfertigung ihrer wegen des Konzilii gefaßten Beschlüsse die Gründe entwickeln sollte, „warum sie Papst Pauli, des Namens des Dritten, ausgeschriebenes Konzilium. . . billig verdächtig, auch zu gemeiner christlicher Einigkeit nicht dienstlich achten und halten“ und also auch die Befehdung desselben verweigern müßten. Die beiden Häupter des Bundes übernahmen es, diese Schrift, welche Melancthon mit einem Begleitschreiben versah, begleitet mit Briefen in ihrem und ihrer Mitverwandten Namen den verschiedenen Potentaten einzuhändigen. So wurde das Schreiben fast an sämtliche Fürstenthümer Europas, außerdem aber an die Republik Venedig, sowie nach Trier, Köln und der Schweiz versandt.

Es war ein öffentliches Bekenntnis, abgelegt vor sämtlichen Fürsten Europas, mit welchem die lutherischen Stände auf diese Weise hervortraten. Mag auch der Eindruck verschieden gewesen sein, den dasselbe hervorbrachte: vergebens blieb es nicht. Von manchen Seiten liefen freundliche Antworten ein. Einen herrlichen Brief z. B. schrieb der König Gustav (Wasa) von Schweden: „O. Liebden,“ so heißt es darin, „mögen uns in Wahrheit glauben, daß wir Derselben, insonderheit daß Sie der ganzen Christenheit zum Besten über der Lehre unseres Heilandes Christi so heftig, treulich und fleißig halten, besondere Freude und großen Gefallen trügen, und daß wir auch nicht weniger, als O. Liebden selbst geneigt, solcher evangelischen Lehre, sofern uns Gott der Allmächtige Gnade verleihet, anhängig zu sein und zu bleiben. Davon uns auch, ob Gott will, weder Papst noch niemand abführen noch bewegen soll, und im Fall, ob er sich mit seinen Bei-

pflichtern etwas derentwegen fürzunehmen unterstehen würde, so wollen wir solches neben O. Liebden mit Leib und Gut unsers höchsten Vermögens treulich helfen abwenden und uns anders nicht, denn was einem christlichen Könige geziemet und eignet, aller Gebühr zu erzeigen wissen.“ Fürwahr, solche königliche Worte aus dem Norden Europas konnten die lutherischen Fürsten Deutschlands für so manche giftige Reden entschädigen, die sie bereits hatten vernehmen müssen! Gerade ein Jahrhundert später aber war es, da ein anderer Wasa, Gustav Adolf, das Wort eingelöst hat, das jener erste Wasa auf Schwedens Throne den lutherischen Christen in Deutschland gegeben.

An demselben Tage, an welchem die Herausgabe jener Rechtfertigungsschrift beschlossen ward, am 5. März 1537, erreichte der Fürstentag sein Ende. Gleich berühmt und wichtig durch seine Veranlassung, wie durch den Ernst und die hohe Bedeutung der gepflogenen Verhandlungen, unabsehbar in seinen Folgen, hatte derselbe angesichts einer sehr ernsten und immer bedrohlicher sich gestaltenden Situation abermals den Glaubensmuth der lutherischen Bekenner im strahlendsten Lichte gezeigt. Der Bruch mit der römischen „Kirche“ war definitiv geworden; man hatte es aufgegeben, für die reine Schriftlehre, die man bekannte, Anerkennung, ja nur Duldung seitens einer „Kirche“ zu hoffen, die als solche nie daran denkt noch denken wird, der Stimme der Wahrheit Gehör zu geben, vielmehr schon längst zur Rolle einer elenden Papstfette herabgesunken und zur babylonischen Hure geworden, als „die Mutter der Hurerei und aller Greuel auf Erden“ (Offenb. 17, 5.), unter ihrem Haupte, dem großen Antichrist, die Bekenner Jesu Christi allezeit nur bedrängen, quälen, verfolgen, würgen und morden kann. O möchte der helle Blick, mit dem unsre Väter einst das „Geheimnis der Bosheit“ im römischen Papsttum durchschaut, die klare Erkenntnis, mit welcher sie, die in der Schrift so wohl zu Hause, im Papste nur den großen Antichrist sahen, auch den Christen unserer Tage beschieden sein; möchten doch alle, alle, welche auf den Namen von „Lutheranern“ und „Protestanten“ — das Wort im echten und ursprünglichen Sinn verstanden — Anspruch erheben, das sehr ernst gemeinte Wort beherzigen, das Luther auf der Rückreise von Schmalkalden den ihn begleitenden Freunden scheidend vom Wagen aus zurief:

„Gott erfülle euch mit Haß wider den Papst!“

Der lutherische Schmied von Görberstadt.

Nach E. D. H. J.

In der gelegneten, fruchtreichen Wetterau, der Kornkammer meines lieben hessischen Vaterlandes, zwischen den beiden freundlichen Landstrichen Lich und Butzbach, an der Landstraße, die nach Frankfurt am Main führt, liegt das wohl nicht sehr große, aber um so freundlichere und reinlichere Pfarrdorf Görberstadt.

In der Dorfschmiede zu Görberstadt, an der Feuereffe, an dem schnaubenden und pustenden Blasebalge, da hat einst der ehr- und tugendfame, vor allem aber treu- und glaubensfeste Schmiedemeister Michel Heinzebürger geschaltet und gewaltet; hier,

an dieſem Ambos, hatten einſt ſeine nervigen Arme und gewaltigen Fäuſte den wüthigen „Vorhammer“ geſchwungen, hier hatte unſer Meiſter Heinzbürger, der in Wolle gefärbte eiſen- und bombenfeſte Sohn der lutheriſchen Kirche, ſeinen reformirten Mitbürgern einen fürchtbaren Marſch geblaſen und es ihnen mit lebendigem Feuer vor die Augen geſchrieben, daß wer lutheriſch ſei, ſeinen „lutheriſchen Glauben auch nicht vertſchamtſchiren“) dürfe“ um Menſchengunft und Vortheils willen, ja um keinen Preis der ganzen Erde nicht, und wenn er ſelbſt ein Königreich wäre.

Michael Heinzbürger aber, der Schmied, war nicht in dem Thal geboren; woher er aber gekommen war, das wußte man in Görberſtadt und in der ganzen Gegend umher. Michael Heinzbürger hatte in Ulfa bei Nibda das Licht der Welt erblickt, hatte das Schmiedehandwerk aus purer Liebhaberei ergriffen in ſeiner Jugend, hatte eine harte Lehre durchgemacht und war dann fort auf die Wanderſchaft gegangen. Beim Schmiedemeiſter Chriſtian Unverzagt am Galgenberge zu Biedenkopf, dann auch bei Alexander Hörle, dem ſogenannten „Hörle-Saner“, zweien Biederköpfen, ja Hinterländer Celebritäten, hatte er die Schuhe beſchlagen lernen mit ächten „Stoß Pinn“ und Huſeiſen, ſo daß er Sr. Durchlaucht des Fürſten zu Liſch und beſſen Herrn Forſtraths Jagdſchuhe unterthänig zu Knägeln gar oftmals für werth gehalten wurde. Bei all dem Wandern und Weltſehen aber und bei all dem Schuhknägeln und Pferdebeſchlagen war Heinzbürgers Herz und Sinn gut lutheriſch beſchlagen geblieben.

Als Heinzbürger zurückkam von der Wanderſchaft, da hörte er, daß die Gemeindefchmiede zu Görberſtadt auf drei Jahre verpachtet werden ſolle und daß man ſich dort nach einem braven und geſchickten Meiſter umthue. Unſer Mann fragte nicht darnach, wie es mit dem Glauben und der Konfeſſion in Görberſtadt beſchaffen ſei; denn daß es auch noch andere Konfeſſionen auf Gottes Erde gäbe als die lutheriſche, darüber war Heinzbürgern nicht das Mindeste eingefallen. Erſt als er, noch ein Junggeſelle bis daher, eingezogen und zum erſten Male in der reformirten Kirche geweſen, da war es ihm klar geworden, wohin er gerathen ſei und wie ſeine neue Heimat hiñſichtlich des Glaubens beſchlagen ſei. Da wollte es denn unſern guten Mann zum öſtern bitter gereuen, daß er nach Görberſtadt gegangen, und er wäre lieber alsbald wieder fortgelaufen und on neuem Geſelle geworden, und das bloß um ſeines lutheriſchen Glaubens willen; denn, was den Verdienſt anlangte, ſo war der ja ſehr gut in der neuen Heimat, ſo gut, als man ſich denſelben nur zu wünſchen vermochte, und Heinzbürger ſtand in ſolch einem Kredit im Dorfe, daß ſchon mancher ſehr wohlhabende Bürger des Landes ihn im ſtillem Sinne ſich zu ſeinem Eidam erkoren hatte.

„Hann Bäst,“ ſprach Heinzbürger zum öſtern zum Kollegen Joh. Sebastian Kneip in Münzenberg, wenn er dort zum lutheriſchen Pfarrer Henkelmeier in den Gottesdienſt ging und das heilige Abendmahl genoß, „Hann Bäst, Kamerad, guck, die Gäule will ich den Menſchen in Görberſtadt beſchlagen und an den Wagen- und Pflugrädern will ich ihnen die Reiſe auch antreiben, beim Gottesdienſte aber und

beim heiligen Abendmahl, da ſollen ſie mich nimmer ſehen: „Gottes Wort und Luthers Lehr, vergehen nun und nimmermehr.“ Die Reformirten gehen nun einmal an der Wahrheit vorbei und haben das Wort Gottes und die heiligen Sakramente nicht rein und lauter. Ob ich mich ſpäter noch einmal verändere, guck, das weiß ich noch nicht; wenn ich aber thue, ſo nehme ich durchaus keine Reformirte. Gut lutheriſch ſoll meine Frau ſein, wie ich; denn bei zweierlei Glauben iſt kein Friede und kein Segen in dem Hauſe. Haſt du mich nun verſtanden, Hann Bäst, Kamerad, du?“

„Wiſſen denn aber,“ ſo verſetzte der Hann Bäst, „die Görberſtädter nicht, daß du ſo hart lutheriſch biſt?“

„Ob ſies wiſſen, das weiß ich nicht,“ ſagte unſer Heinzbürger dagegen, wollen ſies aber einmal wiſſen, ſo ſollen ſies auch erfahren grad heraus; haſt du mich verſtanden, Hann Bäst?“

Und ſie ſolltens gar bald erfahren, daß der Heinzbürger „gut und hart lutheriſch“ war und daß er ſeinen lutheriſchen Glauben nicht zu „vertſchamtſchiren“ gedachte um ein Rinfengericht.

Der alte Paſtor Martin Theophilus Hanzeler, der an die vollen 40 Jahre den Hirtenſtab in Görberſtadt, und nicht immer, beſonders was die Vertreibung der Pächte und Accidenzien anlangte, als den „Stab Sanft“ über die Schafe ſeiner reformirten Weide geführt hatte, war nach kurzen Leiden in Folge von Altersſchwäche des Todes verblieben und die Gemeinde war eine hirtenloſe, der ſich, ſo gut ſie ſich machen oder auch nicht machen wollte, die benachbarten Paſtoren anzunehmen hatten.

Martin Theophilus Hanzeler war ein echter Rationaliſt geweſen. Auf den Heidelberger Katechiſmus war er nicht gut zu ſprechen; der war ihm zu orthodox, und die Frage: „Kannſt du dies Alles vollſtändig halten?“ mit der kurzen, aber richtigen Antwort: „Nein; denn ich bin von Natur geneigt, Gott und meinen Nächſten zu haſſen,“ war ihm von je her ein Dorn im Auge und ein gewaltiger Stein des Anſtoßes geweſen.

Aber auch den Bauern in Görberſtadt war das reformirte Bekenntniß im Laufe der Jahre gewaltig abhanden gekommen; denn in der Schule traktirte auch der Schulmeiſter Jeremias Bonekemper einen ſehr verwäſſerten Katechiſmus, deſſen erſte Frage mit den Worten beginnt: „Was lernen wir im chriſtlichen Religionsunterrichte?“ und nicht wie im alten: „Was iſt dein einiger Troſt im Leben und im Sterben?“ Die Görberſtädter, die ſich ſo viel zu Gute thaten auf ihren reformirten Glauben, wußten nur das noch, daß in den reformirten Gotteshäuſern ein einfacher Tiſch ſtehe, anſtatt des Altars, daß kein Bild, beſonders kein Kreuziſt darin gebuldet werden dürfe, daß im Gebete des Herrn „Unſer Vater“ anſtatt „Vater Unſer“ gebetet werden müſſe, und daß man beim Nachtmahl Brot anſtatt der Hoſtien empfangt. Noch etwas ſehr Wichtiges wußten die Bauern in Görberſtadt auch, womit der reformirte Glaube ſtand und fiel nach ihrer Anſicht, daß nämlich der Prediger hinter und nicht vor dem Tiſche in der Kirche ſtehe und das Brot ſowohl, als wie der Kelch den Kommunikanten in die eigenen Hände werde gegeben. Das wars, was die Bauern in Görberſtadt von der reformirten Kirche und ihrem Bekenntniſſe noch wußten. Alles Uebrige war ihnen

abhanden gekommen. Jeder Paſtor, der ſtilſchweigend ſich dem Allen gefügt hätte, wär ihnen ſchon recht geweſen, wenn er auch zehnmal der lutheriſchen Kirche angehört hätte.

Da nahete denn plötzlich die langerſehnte Beſetzung der Stelle, auf welche der Fürſt von Liſch als Patron zu präſentiren hatte, während dieſe Präſentation des landesherrlichen „plaets“ von Darmſtadt aus bedurfte. Doch, welche Schreckensbotſchaft durchſlog das Dorf, gleichwie ein Lauffeuer? Der Auſerkorene des Fürſten, ſo hieß es, ſei „lutheriſch geboren, lutheriſch erzogen und habe — auch auf lutheriſch ſtudirt“.

Der junge Pfarrer, Wölkener mit Namen, ſo flüſterte eine Kaffeegewiſter der andern ins Ohr, wird mir nichts dir nichts „Vater Unſer“, ſtatt „Unſer Vater“ ſagen. Der junge Pfarrer, ſo erzählte ein Kirchenälteſter dem andern, und nahm eine Priſte Loßbed dazu, wird den ehrwürdigen Tiſch aus dem Gotteshauſe entfernen und einen Altar an deſſen Stelle ſetzen und ſich dann zum Uebermaß des Verdruſſes nicht hinter, ſondern vor dieſes Geräth ſtellen. Der alte Schulmeiſter Jeremias Bonekemper mußte ſogar aus ſicherſter Quelle zu berichten, der Pfarrer Wölkener werde die Brotſtücke beim heiligen Abendmahl mit der lutheriſchen Hoſtie vertauſchen. Was wollte man noch mehr, um „ach“ und „wehe“ zu rufen unter dieſen betrübten Verhältniſſen?

Das wär ja aber Alles noch zu ertragen geweſen. Der „Schnelle-Großpape“ nämlich, ein angeſehener Mann, Gemeinderath und Felbgeſchworener ſeines Zeichens, hatte wiederholt und auch auf Parole verſichert, alle Religionen ſeien gut, und in einer Provinz des Landes über dem Rheine drüben hätten Lutheraner und Reformirte ſich die Hände bereits gereicht, das nenne man „die Union“ und zu dieſem ſehr gottwohlgefälligen Friedenswerke müſſe es nach ſeiner Ueberzeugung überall im Laufe der Zeit kommen; allein die Sache mit dem Pfarrer Wölkener habe doch noch einen ganz andern und ſchlimmeren Haken. Derſelbe ſei nämlich ein über die Maßen vornehmer Mann, der im Begriff ſtehe, eine noch vornehmere Frau zu heiraten, eine Frau, die den ganzen Tag auf dem Klaviere ſpielt, auch franzöſiſch ſpreche und es wirklich beabſichtige, alle Stuben des Pfarrhauſes mit Tyroler Teppichen zu belegen, auf die kein Bauer mit ſeinen Schuhen treten dürfe. Die Schuhe müßten ausgezogen werden vor der Stubenthüre. Sothanen hochturnirten beiden Menſchenkindern ſei das alte Pfarrhaus in Görberſtadt nicht gut und vornehm genug. Wenn auch nicht ſchon vor ſeinem Aufzuge, doch ganz ſicher nicht lange nach demſelben werde dem altehrwürdigen Hauſe der Stab gebrochen und der Kehraus aufgeſpielt werden.

Dieſe Ankündigung hatte in Görberſtadt große Aufregung zur Folge. Dieſelbe wurde aber noch viel heftiger, als endlich der Schulmeiſter Jeremias Bonekemper ſeinen Bauern den Beweis zu führen verſuchte, ſein Schulhaus ſei ja am Ende noch viel ſchlechter als das Pfarrhaus, und ſei doch eigentlich die Stätte, von der aus alle Kultur und Bildung ausgehe für die ganze Gemeinde; lieber aber wolle er, der Schulmeiſter Bonekemper, ſich Hagel, Schnee und Regen auf das Bett und auf ſein ehrwürdiges Haupt herabfallen laſſen, ehe er ſich dazu entſchließen möge, ſeiner Gemeinde Koſten und Unmuth zu machen. Der Schulmeiſter aber ſah ſich ſeinerſeits

*) Chhangiren, d. h. verändern.

durch die Ankunft des Pfarrers in seiner Ruhe und in seinem pädagogischen Frieden beunruhigt; denn der neue Pfarrer war durch Jahre hindurch im praktischen Schulamte gewesen und verstand, wie man hörte, seine Sache aus dem Grunde heraus. Da mußte wohl später die Schule mit dem Glockenschlage beginnen, durfte nicht ausgesetzt werden, wenn Frau Bonekemper Wäsche halten wollte im Schulsaal; Bonekemper mußte etwas über die vier Specie hinauskommen im Rechnen und alle Dingwörter mit großem und alle Eigenschaftswörter mit kleinem Anfangsbuchstaben schreiben lassen und dergleichen mehr. Das waren finstere Wolken, die sich über dem ehrwürdigen Schulmeisterhaupte gar unheilverfündend zusammenzogen. Da mußte Bonekemper Stellung nehmen und sich zu salviren suchen, so gut es gehen wollte. Bonekemper machte also den Bauern klar, daß wohl wegen des Hausbaues es sehr schwer wäre an den Herrn Pfarrer zu kommen; denn schlecht sei das Haus, das wisse auch die Behörde schon lange, dagegen aber das Luthertum, welches ja doch ein halber Katholizismus sei, das könne man dem Manne mit Erfolg „aufmußen“; sintermalen eine reformirte Gemeinde auch Ansprüche habe auf einen reformirten Pfarrer.

Solche Reden versingen natürlich, und es ward ein Schlag geplant gegen den neuen lutherischen Pfarrer.

Ein paar Tage verstrichen, da sah man gegen Abend die Bürger von Görberstadt, und zwar die gewiegtesten und gewichtigsten unter ihnen, nach dem Gasthause „zum Stiefel“, dem Casino der Notabeln des Dorfes, wallen. Auch Bonekemper hatte sich auf den Weg dahin begeben. Heute trug er den violenblauen Rock, in welchem er in die Stadt zu pilgern pflegte, und auf „den Conferenz“, wie er sich auszudrücken pflegte. Auch rauchte er heute das meerfschaumene, silberbeschlagene „Pfeifenhaupt“, welches ihm aus Hanzelers Nachlassenschaft nebst einem Pöstchen selbstkultivirten Tabaks und dem Spazierstocke des alten Herrn zugefallen war. An seiner Seite schritt eine bekannte, ja wir möchten sagen berühmte Persönlichkeit aus der Umgegend, der Präceptor Just aus Holzheim, ein durchtriebener, so zu sagen mit allen Hunden gehegtes Individuum, ein geschworener Feind der Kirche und aller Pastoren. Just war auf viele Stunden im Umkreise bekannt nicht wegen seiner Tüchtigkeit und Treue im Amte, sondern wegen seiner Meisterschaft im Ferkelstechen oder Winkeladvociren. Für ein halbes Duzend von Bürgermeistern machte er die Berichte, Voranschläge und Rechnungen. Hatte Einer eine Bittschrift zu machen an irgend eine Behörde, so lief er zum Just hin. Je unsauberer die Sache war, desto größeren Reiz hatte sie für den Ferkelstecher. In Sachen eines Wegbaues machte er einmal der Partei eine Schrift, die für den Bau war und sagte darin, der Weg sei nicht zu gehen, zu reiten und zu fahren, und lud sogar die Behörde zur Besichtigung des Knüppelweges ein mit Rettungsmannschaft und Apparaten; drei Tage später fabricirte das Männlein auch der Gegenpartei eine Gegenchrift, in welcher die Nothwendigkeit des Straßenbaus entschieden geleugnet und der Weg als eine wahre Kunststraße hingestellt, auch am Schlusse gesagt war, der ganze Handel mit dem Wegbau sei

nichts als eine Intrigue des Pfarrers, dem dieser Weg zum Spazierengehen nicht mehr gut genug sei. (Schluß folgt.)

Zur Arbeiterfrage.

VI.

Das Kapital.

In den Sprüchen Salomos lesen wir Kap. 14, 4: „Wo der Ochse geschäftig ist, da ist viel Einkommens.“ Mit diesem Ausspruch ist darauf hingewiesen, daß der Mensch, der dem Erwerb nachgeht, seine Arbeit nicht immer nur mit Anstrengung seiner eigenen Arbeitskraft, seiner Hände und Arme und Füße verrichtet, sondern sich dazu auch gewisser Mittel bedienen mag. Der Ochse ist nicht ein selbständiger Arbeiter, sondern ein Werkmittel im Dienste des Menschen, der ihn bei seiner Arbeit, beim Pflügen und Einfahren und anderen Verrichtungen, benützt. Eine Verrichtung, zu welcher der Ochse gebraucht wurde, nennt die Schrift 5. Mos. 25, 4. in den Worten: „Du sollst dem Ochsen, der da drischt, nicht das Maul verbinden.“ Eigentlich war es ja nicht der Ochse, der das Dreschen besorgte; derselbe überlegte nicht in seinem Stall, ob es jetzt Dreschens Zeit sei, richtete nicht die Tenne her, breitete nicht die Garben aus, untersuchte nicht, ob die Körner alle ausgefondert seien, und was sonst zum Dreschen gehörte; der Ochse drasch nur insofern, als ihn der Bauer benutzte, um ihn mit seinen Hufen die Getreidekörner austreten oder den Dreschwagen ziehen zu lassen. So war denn neben dem Ochsen auch der Dreschwagen, von dem Jes. 28, 27. f. die Rede ist, vergl. Kap. 41, 15., bei der Bestellung des Ackers der Pflug und die Egge, beim Einfahren der Lastwagen im Gebrauch. Zu diesen Arbeitsmitteln, deren sich der Landmann bediente, kamen noch andere, wie Sichel, Schaufeln, Handmühlen u. s. w.

Nicht allein aber der Landmann bedient sich von Alters her bei seiner Arbeit mancherlei Werkmittel, sondern in allen Gewerben finden wir dieselben, und je weiter die Ausbildung der Künste und Handwerke fortschreitet, desto besser bewaffnet sich die Hand des Menschen zur Hervorbringung oder Herstellung der mancherlei wirtschaftlichen Güter. So ist aus dem einfachen Dreschwagen des Altertums oder dem noch von unsern Vätern geschwungenen Dreschflegel die kunstvoll zusammengesetzte Dreschmaschine geworden; an die Stelle der einfachen Sense ist allermeist in unsern Gegenden die Mähmaschine getreten. Wo vor Jahren der knarrende Ochsenwagen bedächtig einherschlich, da donnert jetzt das Dampfroß mit seinem Wagenzug vorüber. Wo einst ein müder Gaul eine Tretmühle in Bewegung hielt und so die Säge trieb, schwirren jetzt wohl zehn und mehr Sägen durch Dampfkraft bewegt.

Alle diese verschiedenen Arbeitsmittel nun, den Ochsen, den Dreschwagen, den Pflug, die Egge, den Lastwagen, die Sichel, die Schaufel, den Dreschflegel und die Dreschmaschine, die Sense und die Mähmaschine, das Dampfroß, die Tretmühle, die Säge und die Dampf-Sägemühle, dazu vielkunderlei andere Werkmittel können wir mit einem Worte bezeichnen; dies Wort lautet: Kapital.

Untersuchen wir nun zunächst, welche Vortheile die Verwendung des Kapitals dem Menschen bietet.

Es giebt freilich bis auf den heutigen Tag Gegenden auf Erden, wo die Leute mit einem Baumast das Erdreich auftragen, wenn sie säen wollen, mit den Händen die Aehren abrufen, wenn sie gereift sind, — wie nach Matth. 12, 1., Marc. 2, 23. und Luc. 6, 1. die Jünger des Herrn thaten — dann die Getreidekörner aus den Hülsen reiben und in einem hohlen Stein schroten, wenn sie backen oder Brei kochen wollen. Das Volk, welches in jenen Gegenden lebt, ist sehr arm, und immer nach wenigen Jahren pflegt eine Hungersnoth mit ihrem schrecklichen Elend die armen Leute heimzuzufuchen und ihre Zahl zu verringern. Diese Leute verrichten, wenn sie mit ihren Händen die Aehren abrufen, ihre Arbeit ohne alles Kapital, wenn sie die Erde auftragen und die Körner zerklopfen, mit sehr geringem Kapital. Aber was kommt auch bei ihrer Arbeit heraus! Sie können nur ein kleines Stückchen Land höchst nothdürftig bestellen; die Ernte fällt sehr kümmerlich aus; das wenige Mehl, das sie mit großem Zeitaufwand gewinnen, ist kaum Mehl zu nennen; an das Ansammeln eines beträchtlichen Vorraths ist bei ihnen nicht zu denken, an ein bedeutendes Einkommen aus dem Erlöse der Ernte auch nicht.

Günstiger stellen sich Dinge, wo an Stelle des Baumastes ein Pflug getreten ist, den ein Joch Ochsen kräftig durch das Ackerland zieht, daß das Erdreich tief aufgelockert wird, so daß der Same leichter keimen und tiefere Wurzel schlagen kann. Das giebt dann vollere Aehren und schwerere Körner, und weiter als früher dehnt sich das Erntefeld. Inbes hat der Landmann nicht nur für die Saatzeit, sondern auch für die Erntezeit seine Hand mit Werkmitteln, mit Kapital bewaffnet; er rupft jetzt nicht mehr mit den bloßen Händen die Halme ab, sondern es klingt die Sichel oder es rauscht schon die Sense, und in langen Reihen werden an einem Tage mehr Garben hingestreckt, als bei der früheren Weise in einer Woche. Dann rückt der nunmehr ebenfalls in Gebrauch gekommene Lastwagen an, und auf schwankender Fahre wird in wenigen Stunden ein Erntefeld eingebracht, den viele Hände nur durch tagelange Arbeit hätten in die Scheunen sammeln können. Kurz, durch die Bewaffnung mit Kapital ist die Leistungsfähigkeit der Arbeitskraft und der Ertrag der Arbeit beträchtlich gesteigert worden.

Jahre, vielleicht Jahrzehnte sind verflossen. Die Ochsen, welche früher den Pflug und den Lastwagen zogen, sind durch die rascheren Pferde abgelöst. Zu dem verbesserten Pflug ist die Egge gekommen, und es kann ein noch größeres Feld bestellt werden. Weithin wogt im Sommer das Aehrenfeld. Wollte man mit der Sense abmähen, was gewachsen ist, so wäre eine große Schnitterschaar vonnöthen. Aber siehe, da schafft die mittlerweile angeschaffte Mähmaschine schnell und sicher ein Stoppelfeld, wo noch vor kurzem Halm an Halm aufgerichtet stand. Bald wirbelt die Dreschmaschine in dichten Wolken Stroh und Spreu empor, und schnell reißt sich Sack an Sack das Getreide, an dem sonst die Schaar der Tagelöhner, Knechte und Mägde wochenlang vom Tagesgrauen bis in den sinkenden Abend hätten dreschen und putzen müssen. Durch das vermehrte Kapital ist die Arbeitskraft noch bedeutend leistungsfähiger und der Ertrag der

Arbeit noch bedeutend größer geworden.

So geht es nun in allerlei andern Berufsarten ebenfalls. Mit einer Fischgräte oder einem großen Dorn als Nadel, Thiersehnen als Zwirn, einer scharfen Muschel zum Zuschneiden, geht die Schneiderei nur langsam und mühsam; mit englischen Stahlnadeln und glatt gesponnenem Zwirn und Scheere und Bügeleisen geht die Arbeit schon flinker von der Hand; ist aber erst eine Nähmaschine angeschafft, so läßt sich noch zehnmal mehr leisten mit derselben Arbeitszeit und Arbeitskraft. Was brächte der Schmied zuwege ohne Blasebalg und Hammer und Ambos? Daß er aber, nachdem er diese nothwendigsten Werkmittel hat, noch beträchtliches Geld in Schraubstöcke und Feilen und Zangen und eine Bohrmaschine und anderes Zubehör einer wohl eingerichteten Schmiede steckt und so mit größerem Kapital arbeitet, geschieht deshalb, weil er weiß, daß durch die vermehrten und verbesserten Werkmittel er in den Stand gesetzt wird, viel mehr zu leisten, rascher zu arbeiten und seine Arbeitszeit und Arbeitskraft vortheilhafter zu verwerthen, als ohne solchen Kapitalgebrauch. Und kommt man erst in eine Dampfschmiede, wo mit Großkapital in mancherlei kostspieligen Maschinen gearbeitet wird, da staunt man, was an einem Arbeitstage zurecht gehämmert und gedrechselt wird. Kurz, wo man hinschauen mag, sieht man den Kapitalgebrauch die Leistungstüchtigkeit der Arbeitskraft in der Weise steigern, daß die Menge der Erzeugnisse größer wird. Zu keiner Zeit aber ist der Kapitalgebrauch in allerlei Gewerben in dem Maße geübt worden, wie in unserer Zeit; es haben deshalb auch die Vortheile, welche die Kapitalverwendung gewährt, in dem gewerblichen Leben noch nie die Bedeutung gehabt, die sie jetzt haben. Ja die Kapitalfrage ist unter allen wirtschaftlichen Fragen unserer Tage eine der wichtigsten. Und besonders hört man viel und liest man viel und redet und schreibt man viel von dem Kampf zwischen Kapital und Arbeit. Was ist es nun mit diesem Kampf?

So lange der Farmer seinen eigenen Pflug, seine eigenen Pferde und Wagen und Maschinen hat, kann bei ihm von einem Kampf zwischen seiner Arbeit und dem Kapital, mit welchem er arbeitet, nicht die Rede sein; sondern sein Kapital dient seiner Arbeit, und er selbst hat Vortheil davon. „Wo der Ochse geschäftig ist, da ist viel Einkommens“, sagt Salomo. Nehmen wir aber einmal an, auf einer Insel im Meer wohnten zehn Männer, die bisher ihr Land mit Baumstäben bestellten und ihre kümmerlichen Ernten mit den Händen abgerauft hätten. Nehmen wir an, der Ertrag ihrer Arbeit wäre, wie er im 13. Jahrhundert in England war, sechs Buschel vom Acker. Denken wir uns nun ferner, es käme auf diese Insel vom Festland her zu Schiffe ein Mann mit vier Pferden, zwei Pflügen, einem Duzend Sensen und sonstigem Geräthe, der sänge auch an, den Acker zu bauen. Natürlich könnte er, mit seinen Werkmitteln ausgerüstet, ein viel größeres Stück Land bestellen als seine Nachbarn mit ihren Baumstäben. Dazu würde sein Land auch tiefer gelockert und würde einen reicheren Ertrag liefern, eine Ernte, die seine Nachbarn gar nicht bewältigen könnten, sondern zum Theil auf dem Felde verderben lassen müßten, die aber der Kapitalbesitzer mit seinen Sensen u. s. w. ohne Noth zu bergen vermöchte. Sagen wir, er erntete dreißig Buschel vom Acker und hätte zwanzig Acker bestellt, während seine

Nachbarn nur je fünf hätten bestellen können. Was würde sich da wohl ereignen? Wahrscheinlich würde bald nach der ersten Ernte, oder spätestens im Frühjahr, wenn das Acker wieder angehen sollte, ein Nachbar zu dem Kapitalisten sagen: „Leihe mir zwei Pferde und einen Pflug, ich gebe dir dafür einen Theil meiner Ernte. Wenn nun jeder der Beiden auf seinen Vortheil bedacht wäre, so wäre damit der Wettstreit zwischen den beiden Parteien angespannen. Der Nachbar würde darauf ausgehen, so wenig wie möglich für den Gebrauch des Kapitals, d. i. der Pferde und des Pflugs, zu entrichten; der Kapitalbesitzer hingegen würde darnach trachten, so viel wie möglich für die Darlehung seines Kapitals zu gewinnen. Er würde also vielleicht fragen: Wie viel giebst du mir von deiner Ernte für die Benutzung meines Kapitals? Machen wir es gleich in Einem ab; du wirst ja, wenn die Zeit kommt, auch eine Sense entleihen wollen. Also, wie viel? Nun könnte der Nachbar so rechnen. Ohn e sein Kapital bestelle ich fünf Acker und ernte ich höchstens sechs Buschel vom Acker; das macht zusammen dreißig Buschel. Mit seinem Kapital kann ich zehn Acker bestellen und abernten und vom Acker dreißig Buschel ziehen; das macht zusammen dreihundert Buschel. Gebe ich ihm die Hälfte davon, dann habe ich immer noch hundert und fünfzig Buschel, das wäre fünfmal so viel wie ich sonst geerntet habe, und die hundert und zwanzig Buschel wären mein Profit. Es wäre zwar schön, wenn ich noch mehr, am liebsten alles einsparen könnte; aber billiger wird ers wohl nicht thun. Ich biete ihm also die Hälfte.“

Der Kapitalist aber seinerseits könnte nun so rechnen. Ueberlasse ich ihm meine Pferde und Geräthe so und so lange, so kann er zehn Acker ordentlich bestellen und abernten und wenigstens dreihundert Buschel ziehen, gegen höchstens dreißig, die er bisher zu ernten pflegte. Nehme ich ihm von seiner Ernte zwei Drittel ab, so hat er immer noch hundert Buschel übrig, das wäre mehr als dreimal so viel wie er ohne mein Kapital hätte. Ja ich könnte auch vier Fünftel nehmen; das ließe ihm von dreihundert noch sechzig Buschel, doppelt so viel, wie er sonst erntete. Damit kann er recht zufrieden sein. Ja, ich verlange vier Fünftel; der Nachbar wäre ja dumm, wenn er nicht darauf einginge und die dreißig Buschel verschmähte, die er so gewinnen könnte. Wollte er aber nicht, der nächste Nachbar wird froh sein, wenn er unter solchen Bedingungen mein Kapital benutzen kann.

So würde denn nach solchen Gedanken der Nachbar ohne Kapital die Hälfte des Ertrags der Ernte oder 150 Buschel für den Gebrauch der gewünschten Werkmittel bieten; der Besitzer derselben, der Kapitalist der Insel, würde vier Fünftel oder 240 Buschel fordern und dem Nachbar nur 60 Buschel übrig lassen. Würde der Nachbar hierauf eingehen? Wahrscheinlich; denn er würde ja dabei immer noch das doppelte seiner früheren Ernte erzielen, also hundert Procent Profit machen. Ja wenn er sich besinnen wollte, und es würde bekannt gemacht, daß während der Saat- und Erntezeit nur fünf von den zehn Nachbarn die vorhandenen Werkmittel des Ankömmlings benutzen könnten, sie würden ohne Zweifel einander noch herunter bieten und sich bereit finden lassen, noch mehr abzugeben, und einer, der nach beendigter Ernte dem Besitzer der Pferde und Geräthe, die er zur Benutzung überkommen hätte, 250 Buschel von seinen geernteten 300 hingegeben hätte, würde wohl doch noch sprechen: „Dies war ein gutes Jahr für mich; im vorigen Jahr habe ich nur 30 Buschel geerntet; in diesem

Jahr sind es 50 geworden; ich muß nun bei Zeiten mich darnach umthun, daß ich das Abkommen mit dem neuen Nachbar, das mir so viel eingebracht hat, auch für das nächste Jahr treffe; hoffentlich verlangt er nicht noch mehr.“ Und die Gefahr wäre allerdings vorhanden, daß im nächsten Jahre der Zins für die Benutzung der begehrten Werkmittel noch höher ausfallen würde; denn die fünf Bauern, welche in diesem Jahre nur dreißig Buschel geerntet hätten, würden wahrscheinlich kommen und sagen: „Leihe uns diesmal dein Kapital, wir geben dir mehr ab, als du im vorigen Jahre bekommen hast; wenn uns auch nur ein kleiner Profit übrig bleibt. Wir sind, wenn wir dir 260 Buschel von 300 geben, immer noch um 10 Buschel besser dran, als wenn du nie auf unsere Insel gekommen wärest.“ Ja, die fünf Inselbauern, die unter solchen Bedingungen für die nächste Saat- und Erntezeit die Benutzung des vorhandenen Kapitals sich gesichert hätten, würden sich glücklich schätzen, daß sie ihren fünf Nachbarn, die nun nur ihre dreißig Buschel ernten werden, zuborgekommen sind. Sie profitiren nun ihre 10 Buschel, zusammen 50 Buschel, und die werden dadurch um nichts weniger, daß der Kapitalist bei dem Handel 1300 Buschel als seinen Antheil an sich nimmt.

Aber, könnte jemand fragen, wäre denn das recht gehandelt, wenn der Besitzer jener Werkmittel, der Kapitalist, den Inselbauern so viel abnahme und in Verhältnis so wenig übrig ließe, daß er so reich würde und sie so geringen Vermögens blieben? Stellen wir uns vor, die zehn Bauern erschienen eines Tages auf dem Hof des Besitzers der Pferde, und einer von ihnen, den sie zum Wortführer erkoren hätten, spräche also: „Herr Kapitalist, Sie sind ein Dieb und Unge rechter. Sie werden reich und schwerreich auf unsere Kosten, ziehen da 1300 Buschel ein, wo wir zusammen nur 200 haben, und wir müssen doch darum arbeiten und schwitzen. Wer giebt Ihnen ein Recht, so zu handeln und uns so zu übervortheilen? Das muß von jetzt an anders werden.“ „Ja, ja, das muß anders werden!“ stimmten die Uebrigen bei. Da möchte vielleicht unser Kapitalist sprechen: „Wohlan, ja, mag es denn anders werden. Die vier Pferde sind mein; die Pflüge und sonstigen Geräthe sind auch mein; ich habe sie hieher gebracht, und keiner von euch hat mir etwas dazu gegeben. Morgen werde ich mein Eigentum wieder zu Schiff bringen und hinschicken, woher ich gekommen bin. Dann werdet ihr wieder zu euren Baumstäben greifen und nachher die Aehren abrupfen, und es wird dann niemand mehr hier sein, der auf eure Kosten, wie ihr jetzt sagt, reich wird. Ihr werdet dann wieder den ganzen Ertrag eurer Arbeit und eurer Felder für euch allein haben, nämlich durchschnittlich 50 Buschel weniger im Jahr, als jetzt, da ihr mein Kapital benutzt habt, euch zugefallen ist.“

Auf diese Rede könnten nun die Bauern vier erlei thun. Sie könnten erstens sagen: „Gut, fahre du nur hin; wir verzichten auf dein Kapital und wollen wieder ohne dasselbe fertig werden.“ So handeln oft die Striker, welche einen guten Posten preisgeben, weil sie mit der Vertheilung des Geschäftsgewinns nicht zufrieden sind. — Zum andern könnten sie aufbrausen, den Pferden des Inselkapitalisten die Schädel einschlagen und seine Ackergeräthe zertrümmern und ins Meer versenken. So machen es die Anarchisten und oftmals die Striker, wenn sie Maschinen zerstören und Fabriken demoliren. — Zum dritten könnten sie die Pferde und Geräthe an sich nehmen und zum Gemeingut machen und damit der Reihe nach ihre Felder bestellen,

ohne sich um den bisherigen Besitzer weiter zu kümmern. Das wäre die Art der Socialisten, die Grundbesitz und Kapital als Gemeingut des Staates oder der Gesellschaft beanspruchen. — Sie könnten endlich viertens in der bisherigen Weise weiter wirtschaften und es der Zukunft überlassen, wie sich ihre Lage werde günstiger gestalten lassen.

Was nun von der oben vorgeschriebenen Handlungsweise des Kapitalisten, als auch was von den angegebenen Verhaltensweisen anderer dem Kapital gegenüber nach Gottes Wort zu halten sei, soll uns nächstens beschäftigen. G.

(Eingesandt.)

Bericht über die Reisepredigt im nordwestlichen Theile unseres Staates.

Jeder Christ, der recht seines Missionsberufes eingedenk ist und der nicht die zweite Bitte des Vater Unser betet ohne einen Seufzer für die Reisepredigt, diesen wichtigen Theil der Mission, zu Gott emporzusenden, stellt mit Recht an die Arbeiter, die Gott durch ihn als ein Glied der Kirche, zu Reisepredigern berufen hat, die Forderung, daß sie ihn von Zeit zu Zeit durch das Feld der Reisepredigt führen, damit er das Feld selber, wie auch die Arbeit auf demselben in Augenschein nehmen kann. Diesen Anforderungen gerecht zu werden, tritt jetzt ein neuer Arbeiter vor den lieben Lesern des „Gemeindeblattes“ auf und bittet sie, ihm zu folgen auf einer kurzen Reise durch das neue Gebiet, das im nordwestlichen Theile unseres Staates eröffnet worden ist. Wir werfen zuerst einen Blick über das Gebiet als Ganzes. Es liegt an der Chicago, North-western, Minneapolis und Omaha-Bahn entlang und ist im Westen begrenzt vom Mississippi. Obwohl die Gegend durchweg sehr gebirgig ist, so liegt an manchen Stellen ganz vorzügliches Farmland. Weite Strecken sind mit Ahorn, Eichen und Linden bewachsen, und diese Bäume geben Zeugnis, was für ein Boden sie hervorgebracht hat. Zwar besteht die Bevölkerung zum größten Theil aus Norwegern, Holländern und Irländern; aber doch finden sich auch manche deutsche Ansiedlungen vor. Zu viel größeren Hoffnungen würde dies Feld berechtigen, wenn es nicht so lange hätte brach liegen müssen. Pastoren falschglaubiger Synoden haben in diesem Gebiet gearbeitet und leider mit nur zu gutem Erfolg; denn gerade sehr hoffnungsvolle Plätze sind von ihnen in Beschlag genommen. Und unter den Deutschen, die noch nicht falschen Propheten in die Hände gefallen sind, muß man noch bei so manchen vergebens anklopfen, weil sie ganz im Irdischen versunken sind, an den Schätzen genug haben, die die Motten und der Rost fressen, und darum die unvergänglichen nicht begehren. Angesichts dieser betrübenden Thatfachen möchte man den Kopf sinken lassen und denken, dann ist das Arbeiten umsonst. Doch es ist keineswegs hoffnungslos, wie wir sehen, wenn wir zum Einzelnen übergehen und an den Stationen einen Augenblick verweilen.

Wir machen eine kleine Rundreise. Auf der Eisenbahn? Für so selbstverständlich es der geneigte Leser halten mag, so wird er doch diesmal von den Unnehmlichkeiten dieser Fahrt absehen und sich dem Fuhrwerk des Reisepredigers anbequemen müssen. Darum Geduld, wenns etwas langsamer geht und nicht gejammert über schlechte Road und bittere Kälte! Unsern Ausgang nehmen wir von meinem Wohnsitz, dem lieben In-

diana Settlement. Diese Ansiedlung, in Dunn Co. gelegen, 15 Meilen südwestlich von Menomonic, liegt in einer schönen Waldgegend. Dicht an dicht erheben sich die kräftigsten Eichen-, Ahorn- und Lindenstämme. Und doch ist es hier kein undurchdringlicher Wald mehr. Größere und kleinere Lichtungen sind bereits mit Blockhütten übersät, deren Insassen meistens Deutsche sind, die in ihrer Blockhütte, die sehr oft nur aus einem Raume besteht, der Wohnstube, Küche, Schlafzimmer u. s. w. ist, wohl glücklicher fühlen als mancher reiche Farmer in seinem prachtvollen Parlorgemach, an dessen Herrlichkeiten sein Blick sich nur an hohen Festtagen weiden darf. Die Englischen ziehen sich vor den Deutschen mehr und mehr zurück. Offenbar ist dieser Platz auf dem ganzen Gebiet der hoffnungsvollste. Die Gemeinde, welche hier besteht, wurde schon von Herrn Pastor Kleinlein gegründet, dann von Herrn Pastor A. Pieper weiter bedient. In jedem Jahre hat sie Zuwachs erhalten und es steht ihr auch ferneres Wachstum bevor, wenn auch kein rapides Wachstum zu erwarten ist. Wie im „Gemeindeblatt“ berichtet, erbaute diese Gemeinde letzten Herbst ein Kirchlein. Regelmäßig wurde sie mit der Predigt des göttlichen Wortes bedient, und der Besuch der Gottesdienste war ein sehr befriedigender. Manche unserer älteren Gemeinden wird von dieser Gemeinde beschämt durch ihr lebhaftes Interesse für die lutherische Gemeindefschule. Nach besten Kräften habe ich mich den ganzen Winter hindurch dem Unterricht in derselben unterzogen. So hoffnungsvoll nun diese Gemeinde ist, so hoffnungslos ist wohl die naheliegende Station Cady Creek, an die wir auf unserer Reise zunächst gelangen. Wohl mochten hier eine ziemliche Anzahl deutscher Farmer; aber es sind meistens Leute, die nichts nach Gottes Wort fragen. Eine Zeitlang habe ich hier gepredigt, bin auch umhergefahren und habe die einzelnen Familien zum Gottesdienst eingeladen, aber leider gleich mußte ich viele Gott und sein Wort verachtende Reden hören; zuletzt wurde etwas verlangt, das ich gewissenshalber nicht thun konnte, und das Predigen mußte an diesem Plage aufgegeben werden. Doch lassen sich vielleicht ein paar Familien zum Anschluß an die Gemeinde in Indiana Settlement bewegen, da letztere nur 4 Meilen von genanntem Plage entfernt ist. Von Cady Creek 6 Meilen nördlich liegt die Station Wilson an der Omaha-Bahn. Alle 4 Wochen wurde diese Station mit der Predigt bedient. Außer manchen jungen Leuten sind es 4 Familien, die sich immer zum Gottesdienst halten. Erst in neuester Zeit wurden an diesem Plage vielversprechende Eisenerzlager entdeckt. Gehen die Hoffnungen in Erfüllung, die man sich von diesen Lagern verspricht, so hat dieser Platz Aussicht auf Zuwachs. An der Omaha Bahn entlang fahrend in westlicher Richtung gelangen wir zur Station Hershey. Nur zwei deutsch-lutherische Familien wohnen daselbst, und beide sind Glieder der Ohio-Gemeinde in Woodville, der nächsten Station an genannter Bahn. Mit dieser Gemeinde hat es folgende Bewandnis. Die meisten Glieder derselben gehörten früher einer schon von Herrn Pastor Kleinlein gegründeten Gemeinde in Baldwin an, einem Plage 5 Meilen westlich von Woodville. Aber ein Pastor der Ohio-Synode drang in diese Gemeinde, zertrennte sie und bildete dann aus dem einen Theil eine neue Gemeinde in Woodville. Sehr zu beklagen ist es, daß es so steht. Gerade Woodville ist der hoffnungsvollste Platz an der ganzen Bahnstrecke. Mit jedem Jahre erhält die dortige Gemeinde bedeutenden Zuwachs. Hier liegt der Hauptverlust, den die lange Zeit, in der dieses Feld unbe-

arbeitet dalag, uns gebracht hat. Denn seitdem die Ohioer hier Fuß gefaßt haben, haben sie jetzt schon zwei andere Plätze in Beschlag genommen. Doch nicht alles ist verloren. Eine Anzahl Glieder der genannten Gemeinde in Baldwin habe ich aufgesucht und bediene dieselben mit Wort und Sacrament in Pine Lake, einem Plage 25 Meilen nordwestlich von meinem Wohnort. Es sind außer einigen Familien, die ab und zu den Gottesdienst besuchen, 8 Familien, die regelmäßig zur Predigt kommen. Auch einige Glieder der Gemeinde in Woodville besuchen dieselbe. Voll Freude und Dank waren die Leute hier, als ich ihnen zum ersten Male predigte und auch noch jetzt erfreuen sie mich durch manche Erweisung ihres Dankes. Von hier kehren wir zurück nach Indiana Settlement. Der Leser möge sich nicht langweilen; denn er wird bei der schlechten Road sechs Stündchen auf dem Buggy verweilen müssen! Angekommen, machen wir noch einen Ausflug 7 Meilen in südlicher Richtung nach dem Plage Morton Hill. Die daselbst wohnenden deutsch luth. Farmer wurden seit einiger Zeit mit Gottes Wort bedient. Doch da diese Station dem Gebiet meines Amtsnachbarn ziemlich nahe liegt, so ist es noch ungewiß, ob sie ferner von mir wird bedient werden. Wir werden uns so darüber ausgleichen, wie es dem Gedeihen des Reiches Gottes am förderlichsten ist. Manche andere Stationen wurden noch besucht, wie River Falls, Ellsworth, Martell, Barter &c.; doch weil an ihnen nichts auszurichten ist, so übergehen wir dieselben.

Aus diesen Notizen werden die lieben Leser soviel erkennen, daß, obwohl wir keine großartigen Erfolge verzeichnen können, doch die Arbeit auf diesem Gebiete nicht ganz umsonst ist. Sollen wir nun etwa deshalb die Arbeit aufgeben? Wir sind doch keine Kinder dieser Welt. Zwar diese verachten das Missionswerk als ein Werk, das ungeheure Kosten erfordere und wenig Frucht bringe. Nein, wir sind Christen und wissen, daß Freude ist vor den Engeln Gottes über einen Sünder, der Buße thut. Wie viel mehr sollten wir uns freuen, daß wir mit all' unsern Opfern geringe Handlangerdienste dazu thun dürfen, daß auch nur ein einziger Sünder zur Buße gebracht werde! Darum möge dieser Bericht allen lieben Lesern ein Sporn zu neuer Arbeit sein. Es ist wahrlich nicht genug, daß man bloß Reiseprediger aussendet und dann meint, hiermit der Sorge für die Reisepredigt entledigt zu sein. Nein, die Mission und also auch die Reisepredigt ist jedes Christen Beruf. Können sie nun auch nicht alle predigen, eines können sie alle, nämlich beten für die Mission.

So möge denn der Leser fortfahren mit seiner Fürbitte und der Reiseprediger will fortfahren mit Gebet, Predigen und Reisen. Wo wir dieses treulich ausrichten, wollen wir uns nicht grämen über die Frucht, sondern den Worten des Herrn vertrauen, der gesagt hat von dem Worte, das aus seinem Munde gehet: „Es soll nicht wieder zu mir leer kommen, sondern thun, das mir gefällt, und soll ihm gelingen, dazu ich es sende.“ H. G i e s e n.

„Jetzt sind ihrer viel, die da sagen: O, ich habe das Evangelium schon gelernt, ich kann es nun gar wohl, es hat keine Noth mit mir. Ja, viel dürfen auch wohl herausfahren und sagen: Was dürfen wir mehr der Pfarrer und Prediger? Können wir doch selbst daheim lesen! Gehen also sicher dahin und lesen es daheim auch nicht.“ Luther. Erl. 4, 401.

Jahresbericht

über die

Taubstummen-Anstalt zu Norris, Wayne Co., Michigan.

Bericht an den ev.-luth. Taubstummen-Unterstützungs-Verein zu Detroit, Mich.

Theure Freunde!

Am Schlusse des vorigen Jahres waren 43 Kinder in unserm Taubstummen-Institut zu Norris, Wayne Co., Mich. Davon sind in dem letzten Jahre 12 entlassen worden; 8 wurden konfirmirt und 4 wurden von ihren Eltern aus verschiedenen Ursachen zurückgezogen. Die Kinder, die konfirmirt worden sind, hatten ihren Katechismus und die Hauptstücke christlicher Religion treulich und fleißig gelernt, so daß sie bei den Prüfungen, die bei der Konfirmation mit ihnen vorgenommen wurden, gut antworten konnten. Das bezeugen auch mehrere Augenzeugen in der „Rundschau“, die bei einigen solcher Prüfungen zugegen waren.

Wir können nun freilich nicht sagen, daß wir in dem verfloffenen Jahre große, in die Augen fallende Resultate erzielt hätten. Es sind nur 8 taubstumme Kinder, die in diesem Jahre konfirmirt worden sind. Kommt es doch häufig vor, daß in einer einzigen kleinen Gemeinde jährlich mehr Kinder konfirmirt werden. Aber wir wollen hierbei bedenken, vor Gott ist auch eine einzige Seele kostbar. Dazu kommt: Auch den Taubstummen soll ja das Evangelium gepredigt werden; auch die Taubstummen sollen ja zu Jesu geführt werden; auch die Taubstummen, und wenn derselbigen auch wenige wären, sollen ja ihren Heiland kennen lernen. Unsere Arbeit bleibt daher doch eine köstliche und Gott wohlgefällige. Werden doch auch oft bei der Heidenmission auf eine einzelne Station viel größere Summen Geldes verwendet, und werden doch damit oft im Anfang verhältnismäßig viel geringere Resultate erzielt. Der Befehl Gottes ist eben da; wir sollen missioniren, auch wenn wir keine so große, in die Augen fallende Resultate erzielen.

Erfreulich für uns ist, daß unsere Taubstummen, die auf unserer Anstalt unterrichtet worden sind, doch meist dem Herrn Jesu, den sie aus seinem Wort erkannt haben, auch treu bleiben wollen. Es sei erlaubt, ein Beispiel hier anzuführen. Ein früherer Schüler unserer Anstalt schreibt an Herrn Direktor Uhlig: „Ich bin allezeit munter und gesund und muß dem lieben Gott vielmal danken, daß er mir die Kraft und Gesundheit giebt. Ich gehe auch immer in die Kirche, lese und lerne fleißig Gottes Wort, wie man fromm leben und im rechten Glauben bis ans Ende festhalten soll. Das will ich gerne. Ich bitte auch den lieben Gott, daß er mich vor Sünden und Lockung der bösen Buben behüten soll. Es giebt hier viele böse Buben, welche Sonntags im Saloon immer spielen und viel Bier trinken, aber ohne Kirche halten (ohne daß sie sich zur Kirche hielten). Das ist eine ewige Verdammnis (gerecht ihnen dazu). Dies will ich nicht mitmachen.“

Auch an der reinen Lehre wollen sie festhalten. Derselbe Knabe schreibt: „Ich bin einmal in der katholischen Kirche gewesen, um zu sehen, als der Priester das heilige Abendmahl hielt. Zwei Buben mit langen, weißen Kleidern trugen bei ihm die Bücher auf der Linken und Rechten des Priesters wechselnd. Er hat (betete) das Brot an und trank zwei Kelche Wein voll für die Gemeinde aus. Mein Herz lachte bei mich

(mir) selbst. Das ist ja eine schreckliche Lehre. Das hat mir nicht gefallen.“

Von rechtshaffnem Christentum zeugt auch der selige Tod eines unserer Schüler, der Tod des Arthur Kranz, den der Herr im Dezember vorigen Jahres heimholte. In der „Rundschau“ vom 23. Januar berichtet Herr Pastor Röder unter anderm darüber: „Das besonders Erfreuliche bei diesem Todesfall ist das, daß der Dahingeshiedene, der doch nicht das Wort Gottes hat hören können, doch durch den Unterricht in der Anstalt es hat vernehmen lernen, und daß er daraus auch seinen Heiland hat kennen gelernt und zum Glauben an ihn gekommen ist. Er hat seinen Glauben nicht nur freudig bekannt, sondern denselben auch durch seine Liebe zu Gottes Wort, seine Feindschaft wider allen Irrtum, und seinen Haß gegen alles Sündliche kund gethan.“

Zwei andere frühere Schüler unserer Anstalt, die der liebe Gott bei guter Gesundheit erhalten hat und von denen jeder schon ein eigenes Heimwesen gegründet, Log in Buffalo, und Berghorn in Fort Wayne, haben auf Weihnachten unserer Anstalt in Liebe gedacht und für dieselbe Kollekten gesammelt und eingesandt, wofür wir ihnen herzlich dankbar sind.

Eingetreten in unsere Anstalt in dem letzten Jahre sind 7 Kinder; davon sind aber bereits wieder 2 ausgetreten. Eins davon mußte entlassen werden wegen völligen Blödsinns. Die Zahl der Kinder, die gegenwärtig in der Anstalt sind, ist 35. Davon sind 26 Knaben und 9 Mädchen.

Es sind bis jetzt 2 neue Anmeldungen zur Aufnahme nächstes Spätjahr eingelaufen. Merkwürdig ist, daß von den Vielen, die voriges Jahr angemeldet waren, so wenige auch wirklich kamen, oder auch nur von sich hören ließen.

Aus dem Bericht des Sekretärs hebe ich noch folgende Punkte hervor. Die Einnahmen in dem verfloffenen Jahre an Beiträgen, Kostgeldern, Vermächtnissen u. s. w. betrug \$3769.18. Die Unterhaltungskosten waren \$3316.52. Der Schuldenbestand war am 6. März 1886 \$3153.73. Abbezahlt wurden \$350. Schulden sind nun noch \$2803.73.

So laffet uns denn auch in diesem Jahre treulich und unermüdtlich fortarbeiten für unsere Taubstummen. Wir wissen, daß unsere Arbeit und Mühe nicht vergeblich ist in dem Herrn. Dazu gebe der Herr selbst uns Muth, Freudigkeit und seinen reichen Segen um seiner Liebe willen. Amen.

Detroit, Mich., im März 1887.

J. A. Hügli.

Kassenbericht
des

Evang. luth. Taubstummen-Unterstützungsvereins.

Vom 9. März 1886 bis 8. März 1887.

Einnahme:

Für Beiträge in Baar.....	\$1926.86
An Kostgeld.....	1136.53
Vermächtnisse.....	125.—
Verkaufte Produkte von der Farm	49.48
Angeliehenes Geld.....	325.—
Monatsbeiträge der Vereinsglieder.....	28.20
	<hr/>
	\$3590.89
Kassenbestand am 9. März '86	55.48
	<hr/>
Gesamtsumme zur Verfügung..	\$3646.37

Ausgabe:

Für Gehalte, Feuerung und andere Hausausgaben.....	\$2163.54
Für Proviant.....	470.08
Für Hausgeräthe und Reparaturen.....	32.45
Für Arbeitslohn, Samen und Vieh für die Farm.....	199.66
Zurückbezahlte Anleihen und Aktien.....	665.—
	<hr/>
	\$3530.73

Bleibt Kassenbestand am 8. März 1887	\$115.64
Beiträge in Werthsachen und Aktien.....	\$ 197.20
Produkte der Farm verbraucht..	538.58
	<hr/>
	735.78

Schuldbestand am 9. März '86 \$3153.73
Gesamtschuld am 8. März '87 2803.73
Abgetragen im verfloffenen Jahr 350.—

E. S. Beyer, Sekretär.

Kürzere Nachrichten.

— Weiland P. W. R. Bühler, der längere Zeit als Regerrmissionar der Synodalconferenz zu Meherrin in Virginia thätig war und, nach einem kurzen Aufenthalt in Deutschland nach Amerika zurückgekehrt, Hilfsprediger bei Herrn Pastor Halfmann in New York geworden war, ist am 7. März in einem Hospital genannter Stadt an den Blattern gestorben.

— Aus New Orleans berichtet Herr Missionar Walle folgendes über die Gründung zweier neuer Stationen unserer Regerrmission.

Im Vertrauen auf Gottes gnädige Verheißung, daß sein Wort nicht wieder zu ihm leer kommen soll, sondern thun, das ihm gefällt, haben Ihre Missionare zwei neue Stationen hier eröffnet. Eine mir bekannte Familie, welche früher unsere Kirche besuchte, jetzt in einen andern Stadttheil gezogen, hat mir ein Zimmer in ihrem Hause zu gottesdienstlichem Gebrauch zur Verfügung gestellt. Dieser Stadttheil ist von Negern dicht bevölkert und die Katholiken machen große Anstrengungen, sie in ihre Kirche zu sammeln, bis jetzt aber mit wenig Erfolg. In diesem Hause predige ich seit Anfang Februar jeden Sonntag Nachmittag. Die Gottesdienste werden von 5—17 Personen besucht, meistens Erwachsene, die sich keiner Kirche angeschlossen haben. Von nächsten Sonntag an werde ich auch Sonntagschule mit einigen Kindern anfangen.

Vor kurzem hat Pastor Burgdorf seine neue Station im vierten District eröffnet. Eine uns bekannte Familie hat ihm gütigst erlaubt, vorläufig in ihrem Hause Gottesdienst zu halten. Diese Familie schickt ihre Kinder zur Mount Zion Schule. Der Weg ist aber sehr weit, so daß die Kinder Abends nicht zur Kirche kommen können. Die Familie gehört zu keiner Kirche. Andere von dieser Gegend, die zuweilen in die Mount Zion Kirche kamen, werden auch von jetzt an zum Pastor Burgdorf gehen.

Durch Gottes Hülfe sind wir gesonnen, unter allen Umständen das angefangene Werk auf den neuen Stationen zu halten und zu fördern. Es liegt aber auf der Hand, daß wir nicht lange in einem kleinen Wohnzimmer bleiben können, soll uns das Werk gelingen. Wir bitten daher noch ein Mal die lieben Missionsfreunde in der Synodal-Conferenz, sobald wie möglich mit ihren Gaben uns zu Hülfe zu kommen, damit wir

ein eigenes Lokal bekommen. Der Herr wolle es in Gnaden versehen!

— Der bekannte Prediger *Moody* beabsichtigt in Chicago ein Seminar zur Ausbildung tüchtiger Reiseprediger und Missionare zu gründen, und es sind für diesen Zweck schon \$250,000 gezeichnet. Einzelne wohlhabende Leute haben große Summen beigegeben; so Herr *J. B. Farwell* \$100,000; Frau *McCormick* \$50,000; *Marshall Field* \$10,000; *E. W. Harvey* \$10,000.

— In *Kansas* ist ein Herr *H. Thäte* verhaftet worden, weil er seine Kinder nicht in eine Staatschule, sondern in eine lutherische Gemeindegemeinschaft schickte. Als jedoch der Friedensrichter, welcher den Haftbefehl ausgestellt hatte, darüber zur Rechenschaft gezogen wurde, erfolgte die Freilassung des Angeklagten, und der Friedensrichter mußte die Kosten des Prozesses, ohngefähr \$100, bezahlen. Es wird dies voraussichtlich eine Lektion sein, aus der nicht nur dieser, sondern auch mancher andere Beamte lernen wird, daß die Verfolgung der Gemeindegemeinschaften unangenehme Folgen nach sich ziehen kann.

— Gouverneur *Beaver* von *Pennsylvania* ist seit Jahren einer der Lehrer in der Sonntagsschule der Gemeinde, welcher er angehört, und nur selten kommt es vor, daß ein Stellvertreter seine Klasse übernehmen muß.

— Hier und da kommt es wohl in unseren Kreisen vor, daß Unzufriedenheit laut wird, wenn der Pastor auf drei oder vier Tage abwesend ist, um einer Konferenz beizuwohnen. Man bedenkt eben in solchen Fällen nicht, daß der Segen, den der Pastor von der Konferenz mit nach Hause bringt, ja vornehmlich seiner Gemeinde zu gute kommt. Was würde man aber erst sagen, wenn die Verhältnisse bei uns wären wie in *Alaska*, wo kürzlich ein Prediger neunzehn Tage und ein anderer gar sechs Wochen reisen mußte, um an der Konferenz in *Fort Wrangel* teilzunehmen!

— Die alterwürdige Schlosskirche zu *Wittenberg*, wo unser Doctor Luther so oft gepredigt hat, und wo auch sein Leib begraben liegt, soll mit einem Kostenaufwand von \$150,000 wiederhergestellt werden, damit dies Denkmal der lutherischen Reformation dem deutschen Volk erhalten bleibe. Möchte doch das Geschlecht unserer Tage durch dieses Andenken an eine große Zeit auch zur Rückkehr zu dem alten Evangelium, das Luther wieder ans Licht gebracht hat, gemahnt werden.

— Sanct *Patrick*, ihren Schutzheiligen, halten die Irländer natürlich für einen guten Irländer. Seine Abstammung aber ist ungewiß. (Manche Geschichtsschreiber bezweifeln überhaupt seine Existenz.) Einige halten ihn für einen Schottländer, andere für einen Franzosen, andere für einen Holländer. Zur Zeit der Feier des *St. Patrick*-Tages stellten die irischen Blätter Untersuchungen an über das Geburtsland des Heiligen. Damit ist der „Katholische Glaubensbote“ nicht zufrieden. Er schreibt: „Wir raten der irischen katholischen Presse, diese Controversen über das Geburtsland des heiligen *Patricius* einzustellen, da damit nichts Gutes bewirkt werden kann, denn wenn der Irländer nicht mehr daran glauben kann, daß *St. Patrick* ein geborener Irländer, sondern ein Schottländer, Franzose oder gar ein Dutchman (Holländer) war, wird seine Verehrung des Heiligen geschwächt.“ (Lutheraner.)

Conferenz-Anzeigen.

Die gemischte Pastoral-Conferenz von *Watertown* und Umgegend versammelt sich, *s. G. w.*, am Dienstag und Mittwoch nach *Misericordias Domini*, dem 26. und 27. April, bei Herrn Pastor *Brockmann* in *Watertown*.

Gottesdienst und Abendmahlsfeier findet Dienstag Abend statt. *J. J. Meyer.*

Die gemischte Pastoral-Conferenz von *Milwaukee* und Umgegend versammelt sich, *s. G. w.*, Montag nach *Misericordias Domini*, am 25. April Nachmittags um 2 Uhr in der Dreieinigkeitsgemeinde von Herrn Präses *Sprengeler*.

Gegenstand der Verhandlungen: Die Lehre von der Erniedrigung Christi; Referent: *P. J. Stiemke*.

Meldungen behufs Quartier möchten rechtzeitig bei Herrn Präses *Sprengeler* gemacht werden.

L. Sauer, Sekretär.

Die *Dodge* und *Washington County* Konferenz versammelt sich vom 9.—11. Mai bei Herrn Pastor *Ph. Köhler* in *Hustisford*.

Anmeldung wird erbeten.

Christ. Probst, Secr.

Die *Mississippi*-Special-Conferenz versammelt sich, *s. G. w.*, vom 19.—21. April bei Herrn Pastor *Jenny* in *Lomah*. Der Gottesdienst findet am Dienstag Abend statt.

Anmeldung wird erbeten.

B. P. Rommensen, Secr.

Die Nordwestliche Konferenz versammelt sich, *s. G. w.*, am Dienstag dem 19. April bei Herrn Pastor *Hader* in *Hortonville*.

Rechtzeitige Anmeldung erbeten.

Aug. Vollbrecht.

Die gemischte *Winnepago*-Konferenz versammelt sich, *s. G. w.*, am 19. April 9 Uhr Morgens in *Neenah*. Dauer: Zwei Tage.

Arbeiten: „Ueber die Höllefahrt Christi“ von Pastor *Domidat*; „Ueber die christl. Freiheit und deren Mißbrauch in unsern Tagen“ vom Unterzeichneten.

Um Anmeldung wird gebeten.

L. Sauer, Secr.

Quittungen.

Für das Gemeindeblatt: Jahrg. XXII: *PP* *Schulenburg* (und *Brase*) 2.10, *Rörner* (für *Bied*) 0.30.

Die Herren *Kiese* 1.05, *Flemming* und *Rebkin* 2.10. Jahrg. XXI, XXII: *PP* *Woj* 40.10, *Guth* (für *M. Cremer*) 2.10, *B. P. Rommensen* 7.35, 13.65, *Dageförde* 2.20, *Schöme* 0.45, 9.45.

Jahrg. XX, XXI, XXII: *Ch* *Reichenbecher* 5, 30, 16.

Jahrg. XXII, XXIII: Herr *Hoffschulz* 2.10.

Th. Jäkel.

Für das Seminar: *P* *Strube* \$10; *P* *Jäkel*, von Frau *Schmeer* \$1, von Frau *R.* \$1, von Herrn *Chr. Koch* \$5.

Für die Anstalten: *P* *Dornfeld*, Coll. der Gemeinde in *Renosha* \$15.

Th. Jäkel.

Für die Anstalt in *Watertown* sind eingegangen: Von Frau *Melcher* in *Ironia* 1 Sack Weizenmehl; aus *P* *Rörners* Gem. in *Helenville* 3 Säcke Weizenmehl und 2 Säcke Roggenmehl, 1 Papiersack Bohnen; von *P* *Sieglers* Gem. in *Barre Mills* 80 Pfund Butter; von Frau *Habighorst* in *Town Herman* 1 Kiste mit 4 Käsen; aus *Jefferson* 1 Korb mit Seife.

Gott vergelte den lieben Gebern.

Watertown, den 25. März 1887.

A. J. Ernst.

Schulbücher.

Im „Nordwestlichen Bücherverlag“ sind erschienen folgende Schulbücher, die in unserer Synodabuchhandlung zu den beigegebenen Preisen zu haben sind.

Dr. Martin Luthers Kleiner Katechismus

mit

Erläuterung.

Bearbeitet auf Grund des Dresdner Kreuzkatechismus, und herausgegeben von der

ev.-luth. Synode von *Wisconsin* u. a. St.

Preis: einzeln 30 Cents, das Duzend \$3.00.

A First Course

in

Composition and Grammar.

By *A. L. Graebner*.

Preis: einzeln 50 Cents, das Duzend \$5.00.

Amerikanisch-Deutsche Bibel.

Herausgegeben von der Lehrerconferenz der ev.-luth. Synode von *Wisconsin*.

Preis: einzeln 25 Cents, das Duzend \$2.40.

Amerikanisch-Deutsches Lesebuch.

Teil II.

Für Mittelklassen christlicher Schulen.

Herausgegeben

von

A. J. Ernst.

Amerikanisch-Deutsches Lesebuch.

Teil III.

Für Oberklassen christlicher Schulen.

Herausgegeben

von

August J. Ernst.

Preis = = = 80 Cts.

Kleiner Liederbuch für Jung und Alt.

Herausgegeben von *J. S. Brockmann*.

Preis: 25 Cts.

J. Werner, Agent,

436 Broadway, *Milwaukee, Wis.*

Herr *Werner* wird Allen, welche biblische Bilder, besonders die bekannten Bilder von *Wesley*, das Abendmahl von *Leonardo*, auch gute Zeichenvorlagen für Schulen, Zeichenhefte, Bilderrahmen u. beziehen wollen, aufs beste empfohlen.